

scher Fehler. Bis auf wenige Ausnahmen gibt es nur abgekürzte Vornamen. Wer außer Insidern soll sie dechiffrieren können? Das gilt auch für halbierte Angaben, wie etwa die Nennung des damaligen Kaplans bei Kardinal Döpfner, G.(erhard) Gruber, der durchaus als nachmaliger Münchener Generalvikar aufscheinen dürfte (252). Wo liegt „Emmetten“, wo Hugo Rahner gemeinsam mit Hans Urs von Balthasar Exerzitionen gab (157)? Und warum wird nicht in einer Anmerkung darauf hingewiesen, daß ein Zitat einen Fehler enthält: Wenn etwa Karl Rahner Pier Giorgio Frassati 1924 (statt 1925) sterben läßt (53) oder Hugo Rahner von einem „Empfang am Quai d'Orsay beim Außenminister Schuhmann“ (statt: Schumann, 157) berichtet? Und dann, bitte: ein Personenregister. Jedermann freut sich, wenn er Gelesenes schneller wiederfindet.

An mehr als an einer Stelle hatte der Rezensent den Eindruck, es werde ein Sachverhalt angeschnitten und dann mit „konnte nicht in Erfahrung gebracht werden“ (etwa 91) abgebro-

chen. Manche Darstellungen von Vorgängen verbleiben letztlich doch im Bereich der Vermutung: etwa ob zwischen der Veröffentlichung des Jesuiten Pierre Chaillet „L'Autriche souffrante“ von 1939 und der Aufhebung der Innsbrucker Theologischen Fakultät wirklich ein Kausalzusammenhang bestand (189), oder ob derselbe Jesuit, Kurzzeitminister nach der Befreiung Frankreichs, die rasche Wiedereröffnung derselben beschleunigen konnte (ebd.). Zitate über ganze zwei Seiten (138–140) wirken ebenso störend wie Paraphrasen.

Diese Hinweise wollen indes keine Nebelwerfer sein für die Zustimmung, die der Rezensent dem Werk entgegenbringt. Hugo und Karl Rahner werden hier dem Leser als Priester und Ordensmänner nähergebracht, die Kirche und Theologie in diesem Jahrhundert maßgeblich mitgestaltet und verändert haben. *Andreas Batlogg SJ*

¹ Karl H. Neufeld: Die Brüder Rahner. Eine Biographie. Freiburg: Herder 1994. 415 S. Lw. 78,-.

Struktural – konkreativ

Zur Philosophie Heinrich Rombachs

Die Untersuchung des gegenwärtigen „Umbruchs“ in der menschlichen Gesellschaft folgt keiner „vorgegebenen Sinnentscheidung, weder dem sozialistischen noch dem individualistischen Menschenbild, sondern allein der inneren Bewegtheit des sozialen Phänomens“. Dieser Versuch ist erstmalig, er kann „kein Buch eines etablierten Soziologen“ sein, er muß „das Buch eines philosophischen Anthropologen sein, aber eines solchen, der sich der ontologisch-empirischen Methoden der Phänomenologie bedingt“.

So stellt der Würzburger Philosoph Heinrich Rombach sein Buch über eine phänomenologische Soziologie vor¹. Da es eine solche Ontologie noch nicht gebe, „konnte es bisher noch nirgends eine ausreichende Beschreibung des geschichtlichen Vorgangs der Selbstgestaltung des Menschlichen in der Gemeinschaft geben“. Diese Selbstgestaltung taucht als Möglichkeit auf, wenn die Institutionen, so die Kirchen, Staaten, Parteien, ihre „Sinnkompetenz“ verloren haben,

woraus kein „europäischer Nihilismus“ resultiert, sondern eine „schöpferische Selbsttätigkeit“, die allerdings „Lebensgemeinschaften“ erfordert, die erst „gefunden“ werden müssen. Der Weg dahin wird von der „Strukturontologie“ gewiesen. Ihre Gesetze sind die Gesetze eines neuen Friedensgeschehens.

Heinrich Rombach, der sich als Wegweiser dahin versteht, legt gleichzeitig mit seinem Konzept einer neuen Soziologie eine Rekapitulation seiner bisherigen Philosophie vor: Die „Ursprung-Philosophie der Konkreativität von Mensch und Natur“². Er verteidigt sich gegen den Vorwurf, er trage einen „metaphysischen Optimismus“ vor. Selbstbewußt schreibt er: „Wer dies für Idealismus hält, hat das Ganze nicht verstanden und muß nochmal von vorn anfangen.“ Ähnlich schließt er die Broschüre: „Dies zu erfassen, scheint im Menschen als ein höchster Sinn – und wer dies nicht verstanden hat, muß eben noch einmal von vorn anfangen“

(U 62, 203). Es wäre ungerecht, Heinrich Rombach Arroganz vorzuwerfen. Daß es einer „grundlegenden Aufklärung“ bedarf, kann als *Opinio communis* gelten. Daß dazu die Strukturontologie berufen ist, ist eine Art Glaubensbekenntnis, dem ein im literarischen Betrieb seltenes Sendungsbewußtsein entspringt.

Heinrich Rombach ist 1923 in Freiburg i. Br. geboren und vertritt derzeit noch selbst seinen philosophischen Lehrstuhl in Würzburg, wohin er 1964 berufen wurde. Die Promotion (1949) und die Habilitation (1955) waren bei Max Müller erfolgt, dem am 18. Oktober 1994 in Freiburg gestorbenen Philosophen, der durchaus eigenständig das Werk Martin Heideggers einbezog. Wenn Rombach seine Verbundenheit mit der „Freiburger Schule“ der Philosophie betont und dabei Edmund Husserl und Martin Heidegger nennt, so ist seine Hinführung zu diesen Philosophen durch seinen Lehrer Max Müller bei aller Ursprünglichkeit des jungen Philosophen mitzudenken.

Sein Werk umfaßt die drei Bände „Substanz, System, Struktur“ (1965), die „Strukturontologie“ (1971) und die „Strukturanthropologie“ (1987), die dem entscheidenden Durchbruch folgt, der mit dem Buch „Welt und Gegenwelt – Die philosophische Hermetik“ (1983) geleistet wurde. Sein tief verwurzeltes Verhältnis zur Geschichtlichkeit des Menschen konkretisierte er im „Leben des Geistes. Ein Buch der Bilder zur Fundamentalgeschichte der Menschheit“ (1977). Anlaß zum Nachdenken über unser literarisches Leben ist der Umstand, daß ein publizistisches Echo auf diese Werke, abgesehen von Einzelrezensionen, relativ selten zu vernehmen ist.

Die beiden letzten hier anzuzeigenden Werke beeindruckten durch die Kontinuität zum bewegten Denken Heinrich Rombachs, das sich gegen alle Systematik wehrt und doch in einem universalen Horizont spielt.

„Was man früher ‚Sein‘ nannte, muß man in der Strukturontologie Lebendigkeit nennen“ (U 111). Was bedeutet dann „Struktur“? „Eine Struktur ist immer ein Gefüge von Einzelkomponenten, die nur gemeinsam und als Ganzes wirksam sein können“ (U 44). Doch dieses Ganze ist nicht nachträglich zusammengesetzt. Die ganze Struktur ist wirksam an jeder Stelle innerhalb der Struktur, und dies macht ihr „Le-

ben“ aus (U 65). In seiner „Strukturphilosophie“ (339) bemerkt Rombach, sie sei „eigentlich nicht Strukturphilosophie, sondern Strukturinterpretation“. Deutung aber gelangt hier nicht von außen an das zu Deutende, sondern entspricht diesem im Vorgang des Erkennens selbst. Einen Unterschied zwischen materiellen und geistigen Ereignissen gibt es nicht, da es „keine Materie, sondern immer nur Strukturen gibt“ (U 130).

Die Strukturgenese, das Werden einer Struktur, kann nur mit einem „Durchbruch“ beginnen, der in jeder Situation möglich ist, gerade nicht dort, wo er erwartet wird und so ein Horizont vorgegeben ist. H. Rombach nennt die so werdende Struktur ein „Ereignis“ (U 73). Er sieht die Strukturontologie entfaltet auf der „Grunderfahrung der Kunst“, ja schlägt vor, sie eine „Universalästhetik“ zu nennen (U 38, 165). Sie ist nicht nur eine „Deutungsfolie“, sie ist eine „Erlebnisweise“. Daraus ergibt sich sein Verständnis der Geschichte. Die Betrachtung der Vergangenheit hat es nicht mit einem Abgeschlossenen zu tun, sondern mit etwas, „das erst eigentlich zu bestimmen ist“. Zufällige Momente müssen sinnvoll in die Zukunft eingebracht werden, soll die Betrachtung „strukturell“ verfahren (U 77). Ein Historiker hat sein Bedenken gegenüber einer solchen, der Willkür ausgesetzten Perspektivierung der Geschichte.

Es liegt nahe, daß sich „Struktur“ konkreter darstellt im Versuch einer phänomenologisch entwickelten Soziologie. Der substanzphilosophischen Anschauung vom Individuum als dem Baustein der Gemeinschaft wird entgegengesetzt, daß beide die Pole einer „einheitlichen Struktur“ sind. Dies ist ein Punkt, an dem sich H. Rombach von Martin Honegger absetzt, der vom einzelnen Dasein aus interpretiert. Aber das Maß der Menschlichkeit einer Gesellschaft ergibt sich daraus, wie sie dem einzelnen unterschiedliche Weisen der Teilnahme am sozialen Prozeß ermöglicht. Nicht verfassungstheoretisch wertet H. Rombach die Demokratie, sondern unter seinem Prinzip der „Lebendigkeit“; demokratisch sei auch die Monarchie, wenn sie auf der Zustimmung aller Beteiligten beruht. Könnte sich nicht theoretisch nach diesem Prinzip eine Demokratie selbst in Frage stellen? Wo sind die Kriterien für „Lebendigkeit“?

H. Rombach neigt bei aller Gegenwärtigkeit nicht zu Aktualisierungen. Angesichts der Krise der Ehe ist die Bemerkung beachtlich, daß zwei Menschen bei der Heirat nicht nur eine „Beziehung“ aufnehmen, sondern eine „neue Struktur“ gründen (U 122). Eine Art Paukenschlag ist die Bemerkung: „Ist das Systemdenken männlich, so ist das Strukturdenken fraulich.“ Denn Frauen tragen das Leben weiter, „während die Männer mit ihrem Systemgerangel nur Großartigkeiten erzeugten, die letzten Endes ... zum Untergang bestimmt waren. Über die Untergänge hinweg haben nicht die Männer, sondern immer die Frauen den Übergang gefunden. Übergänglich aber ist die Struktur“ (U 200).

„Übergänglich“, diese Wortbildung H. Rombachs, kann auch für einen seiner zentralen Begriffe gelten, für die „Konkreativität“. Johann Peter Hebels Kalendersprache folgend, leitet er mit dem Wörtchen „Merkel“ seine Definition ein: „Nicht alles, was in einer Sozietät geschieht oder gar gemacht wird, führt zu einer Sozialgenese, sondern nur das, was aus einem ‚konkreativen‘ Prozeß hervorgeht, also ‚über‘ dem liegt, was vom einzelnen oder vielen geleistet werden konnte. Es muß eine ‚Hebung‘ sein, und diese muß in eine neue ontologische Dimension für alle führen“ (S 161). Die neue „Dimension“ (auch ein zentraler Begriff bei H. Rombach), in der alle Entitäten verwandelt werden, ist das entscheidende Ergebnis der Konkreativität.

Die Konkreativität wird als „Wesen der Menschlichkeit“ bezeichnet, umfassend als „das höchste Prinzip des Lebens“ (S 188), als „Wesensbegriff des Lebens“, als das „entscheidende Phänomen, das zugleich jeden Organismus in sich organisiert, wie auch den Zusammenhang des Ganzen der ‚Natur überhaupt‘ beherrscht“ (U 68). Das eigentliche Subjekt im konkreativen Prozeß ist das „Es“. Das „Es“ ist weder das Ergebnis eines Handelns noch eines zufälligen Geschehens, es ist „augenblickliche Geburt einer ungeschiedenen Einheit, die als sie selbst gleichsam unbekümmert gegen Schicksal und Individuum tätig wird“ (U 25).

Die heute vieldiskutierte „Umwelt“ erscheint bei H. Rombach als umfassende „Natur“, die der Mensch nicht nur beherrschen kann, mit der er vielmehr konkreativ leben muß. Er ist Mensch

geworden im prägenden Umgang mit dem Tier. Auf eine fragwürdige Spitze treibt der Philosoph das Verhältnis von Mensch und Tier mit der These, „daß die Intelligenz der Menschen höchst zweitrangig ist“, wenn man sie vergleicht mit der Intelligenz, die das Tier entwickelt (U 134).

„Wo die Meliorisation [das Besserwerden] als das ausschließliche Prinzip des Werdens gilt, gibt es nichts Schlechtes und nichts Böses.“ Auch alles Mißlingen ist nicht endgültig, sondern nur die Bedingung eines neuen Ausgriffs. Dies klinge nach „Optimismus“, schreibt H. Rombach, „ist es aber nicht“. Ist diese Defensive haltbar nach dem Satz: „Niemand ist böse, ausgenommen der, der einen anderen böse findet“ (U 135f.)? Nachdrücklich fragt der Autor nach den phänomenologischen Kriterien für die Unterscheidung zwischen Gut und Böse in der Soziologie (S 301ff.). „Alles, was durch Gewalt Platz greift, ist böse, was sich durch sich selbst durchsetzt und überallhin als Hebung empfunden wird, ist gut. Ein anderes Kriterium gibt es nicht.“ Die Möglichkeit des Irrtums und der Selbsttäuschung wird eingeräumt, so wenn eine Gemeinschaft mit einer Idee nur den eigenen Vorteil verfolgt, was von den Nachbarn nicht akzeptiert wird. „Dann muß die Idee als abgelehnt gelten.“

Aber reicht dies aus? Auch eine gute Idee kann scheitern, aber ihre Zeit kann kommen, „und es ist ‚die Zeit‘, die das Urteil spricht, es ist die Geschichte selbst“. Sie aber kann nur geschichtlich, nicht religiös oder philosophisch, beurteilt werden. Dies ist blanker Historismus. Der Erfolg scheint das Kriterium zu sein, wenn eine Idee als „gescheitert“, ja als falsch gilt, sofern nicht alle zustimmen, „denn der Maßstab sind alle“.

Mit der Bemerkung, daß der Mensch das Böse nicht wollen kann, weil das Böse nicht ist, verweist H. Rombach auf die Geschichte des Problems, das Augustinus auf Jahrhunderte hinaus formuliert hat: „Alles was ist, ist gut. Das Böse also, dessen Grund ich suche, ist keine Substanz“ (Conf. VII, 18), es ist „Privatio boni“, Raub am Guten. H. Rombach spricht wiederholt von der „reinen Menschlichkeit“, von der „menschlichen Gesellschaft“ als der Orientierung individuellen und sozialen Verhaltens. Aber es ist nicht nur Auschwitz, es sind alltägliche Nachrichten, die an solcher Orientierung zweifeln lassen.

„Für den Phänomenologen ist die Glaubensfrage nicht gestellt. Er beschreibt die Phänomene der Kommunikation, entsprechen diese nun metaphysischen Fakten oder nicht. Die Fragen der Faktizität beschäftigen die Theologen, nicht aber die Phänomenologen“ (S 299). Dies ist eine Absage, an die sich H. Rombach in seinem Werk aber selbst nicht hält und die hier auch fragwürdig begründet ist. Gewiß ist etwa die Frage nach der Faktizität des „leeren Grabes“ eine Sache des Theologen; aber die dem Philosophen zugängliche Kommunikation, hier also der Jünger hinsichtlich der Auferstehung, ist doch ohne den Blick auf die Qualität des Faktums nicht zu behandeln. H. Rombach äußert sich selbst einige Seiten weiter kommunikativer zur Theologie, wenn er die „richtig verstandene Religionskritik“ als Sache des Soziologen reklamiert, sofern diese Kritik „die universale, ‚absolute‘ Aufgabe der Gemeinschaft, die auch als eine Selbstrealisation des Absoluten verstanden werden kann, richtig versteht, d. h. kritisch, menschlich, historisch und konkret“ (S 323). Da spricht doch der Soziologe mit anderen Worten, aber vergleichbar wie sein theologischer Kollege.

Im Rahmen des Themas „Die Entstehung der Strukturontologie“ widmet H. Rombach dem Christentum einen eigenen Abschnitt (U 172–174). Trotz aller Ritualisierung des religiösen Lebens ist „die Durchbruchserfahrung [wichtiges Moment in der Strukturgenese] kaum anderswo so stark wie im Christentum erfaßt und betont worden, und so kann der christliche Gedanke durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurch eine mächtige Quelle des Strukturgedankens sein.“ Eine ausgesprochen zugleich theologische und phänomenologische Bemerkung.

H. Rombach äußert sich zu verschiedenen Weisen des religiösen Lebens im Sinn seiner Philosophie. Zum Damaskuserlebnis des Paulus bemerkt er, dieser sei nun nicht als ein „anderes Selbst plötzlich aufgetreten, sondern es ist das eigene Selbst, das sich plötzlich als das höhere Ich enthüllt“ (U 24). In eine geläufige Diskussion greift der Philosoph ein: „Religion ist eben nicht jener ‚Überbau‘, auf den man letzten Endes auch verzichten kann, sondern sie ist das Wachhalten des konkreativen Strukturgeschehens, das im Einzelnen Vieles, ja im Jeglichen Alles verwirk-

licht sieht“ (U 143). In der Erscheinung des Homo erectus sieht H. Rombach „jenes Es zum Ausdruck kommen, das im Zusammengehen der Kräfte und aus der Wechselsteigerung geboren wird. Es ist der eigentliche Träger des Geschehens, der erst später ‚Gott‘ oder das ‚Göttliche‘ genannt und darin in bestimmten Gestalten vorgestellt wird“ (U 107).

Ist diese religionsgeschichtliche Bemerkung mit dem christlichen Credo durchaus vereinbar, so scheint doch eine gewisse Spannung angesichts des Begriffs Schöpfung zu bestehen. H. Rombach sieht die Vorstellung des bloßen „Machens“ auf den göttlichen Schöpfungsakt übergreifen. „Ein Gott ‚macht‘ nichts, er bringt alles in schöpferischer Weise hervor. In schöpferischer Weise, das heißt, konkreativ. Er bringt nur ‚mit‘ der Natur die Natur hervor“ (U 15, 31). Der Philosoph bemüht sich um ein Einvernehmen mit der „christlichen Metaphysik“: Wie die Strukturontologie nicht unterscheidet zwischen Schöpfer und Geschöpf, sondern „die Schöpfung qua Autogenese aus sich selber holt“, so hat auch die christliche Metaphysik die Unterscheidung verworfen, weil „die Wirklichkeit nicht als eine wirkliche Seiendheit zu verstehen ist, da es ja neben und außer Gott ‚nichts‘ gibt“ (U 158, 163).

Es imponiert, wie H. Rombach seine Philosophie mit dem christlichen Credo verbindet, das ja selbst zu interpretieren ist (der lateinische Ausdruck „fecit“ heißt im Deutschen nicht „gemacht hat“, sondern „erschaffen hat“). So mag einer nachsichtig sein, wenn H. Rombach bemerkt: „Wie die Schöpfung gesehen werden soll, ... kann erst mit Hilfe der Strukturontologie gesagt werden“ (U 162).

H. Rombach hat selbst eine Fehleinschätzung der Strukturontologie abgewehrt: Es gehe nicht wie in allen Utopien darum, „das Entscheidende erst einzuführen, sondern darum, die grundlegenden Irrtümer, die unser Denken und Empfinden beirren und beschränken, zu entlarven ...“, um dem Leben seine freie Entwicklung zu ermöglichen“ (S 311). Heinrich Rombach ist also ein konservativer Denker. *Oskar Köhler*

¹ H. Rombach, *Phänomenologie d. sozialen Lebens. Grundzüge einer Phänomenologischen Soziologie* (Freiburg 1994) (zit. S).

² Ders., *Der Ursprung* (Freiburg 1994) (zit. U).